

Friedrich Schleiermacher

Zum 100. Todestag am 12. Februar

Von KARL BARTH

Schleiermacher ist mit Abstand der glanzvollste und wichtigste Mann gewesen, den der kirchliche Protestantismus seit den Tagen der Reformation hervorgebracht hat.

Schleiermacher war genial genug, daß sein Name auch in der Geschichte der Philosophie, der Philologie, der Pädagogik, aber auch in der politischen Geschichte Preußens immer mit Ehren zu nennen sein wird.

Das Zeichen unter dem er die Kirche, das Evangelium und den Glauben verstand, war nun freilich ausgesprochen das der sittlich-technischen Lebensgestaltung als des königlichen Werts, in dem der Mensch seine Bestimmung zu erfüllen hat.

Schleiermacher mußte — im Unterschied zu der „Aufklärung“ des vorangehenden Jahrhunderts, im Unterschied auch zu seinem großen Zeitgenossen Hegel — sehr wohl und sehr lebendig um die Eigenart, um die Selbstständigkeit, um die Ursprünglichkeit, um die „hohe Willkür“ der Religion und insbesondere des Christentums.

Eben als Kenner der menschlichen Seele und der menschlichen Geschichte, der als solcher auch der Religion ihren besonderen Ort, auch dem Christentum sein eigentümliches Wesen anzuweisen mußte, stand er offenbar wieder „über dem Christentum“.

„Virtuos“ (wie es in den „Reden“ heißt) das christliche Instrument spielen, zum Klingen und zum Berstommen bringen, so und so meistern.

Ueber dem Christentum stehend, hat Schleiermacher im Christentum das Gefundene und das Christentum als das Gepredigte, was er für das tiefste der menschlichen Natur und Wirklichkeit und für das mächtigste Behiel als humanen Kultur hielt: die Vermittlung zwischen den Gegensätzen des Natürlichen und Geistigen, des Allgemeinen und des Besonderen, des Äußeren und des Inneren, des Seelischen und des Geschichtlichen — den „Frieden“, wie er gern sagte.

Sohn der Musik I Von ARNOLD ULITZ

Am 2. Mai 1816 war der am Tage zuvor zum Kammergerichtsrat ernannte Ernst Theodor Amadäus Hoffmann nicht imstande, seinen neuen Pflichten zu obliegen, und Michaeline, seine Frau, die seine sämtlichen Räumlichkeiten in Post, Marjandau, Danzig und Silesien betrat, und nur mit den Rauschen, die er seit anderthalb Jahren von Lutter und Wegner heimtrug, innigst vertraut war, schickte, ohne den Gatten zu fragen, einen Boten ins Amt und ließ bestellen, daß der Herr Rat ungefährlich erkrankt sei.

Am nächsten Tage fand Hoffmann einen Privatbrief im Amt, erledigte aber zunächst seine Arbeit aufs peinlichste, ehe er ihn öffnete; dann las er mit höchster Bewunderung, „Welch ein Schachjäger!“ sagte er laut, obwohl er allein im Raum war, und verzog sein verzwicktes Gesicht in tiefem Eitelgefühl.

„Michaeline“, sprach Hoffmann feierlich am Mittagstisch, ein Kronpräsident erhebt sein scheußliches Haupt und meldet seine finanziellen Forderungen an, ein falscher Sebastian, oder, um in der märkischen Geschichte zu bleiben, die dir hoffentlich vertrauter ist, ein falscher Woldemar.

Sie las und blieb ganz ruhig, denn sie kannte ihren Mann, und fühlte, daß auch er nicht beunruhigt,

ein mildezendes „Und“ nie verlegen, fand den Ausgleich unter allen Umständen, wußte Harmonie über jede Höhe und jede Tiefe auszubringen — die Harmonie des frommen Gefühls, das auch in diesen Höhen und Tiefen sich selber, das heißt: die stegreiche Einheit des Menschen, wiedererkennt.

Es herrscht heute Einverständnis darüber, daß Schleiermachers Unternehmen gerade an dem Punkt am wenigsten überzeugend durchgeführt ist, der ihm mit Recht der wichtigste war, und auf den er die größte Mühe verwendet hat, an der zentralen Frage: Wer ist und was bedeutet uns Christus? Man versteht nämlich, obwohl Schleiermacher grade dies mit allen Mitteln zu beweisen trachtet, nicht, warum und inwiefern Christus für den christlichen Glauben unentbehrlich sein soll?

sondern eher belustigt war, und daß ein gutes Gewissen ihr schalkhaft in die Augen schaute. „Ja, kann denn die Mutter dahintersehen?“ fragte sie. „Nein, Mißja, das glaube ich nicht! So verrückt diese Zuni...“

Er blickte sie furchtbar an, so daß sie ertöte, weil sie gezwinkelt hatte. Dann ging er zum Fenster, an dem Desvrients Zigarrenwölkchen schon wieder vorüberhauchten, aber er öffnete es nicht. Da etwas Ernstes zu sagen war, kehrte er in unernsten Bodsprüngen zu seiner Frau zurück und sprach: „Das Wort Vater vernehme ich nicht gern, meine Mißja! Es hat einen fatalen Klang für einen, der einen fatalen Vater hatte.“

Dem Küster, der den Knaben betreute, schrieb er noch am gleichen Tage und hütete sich als tüchtiger Jurist vor jedem Wort, das ihm als Eingeständnis hätte mißdeutet werden können, und sogar die Tatsache, daß er, einem so plumpen und dreisten Versuch zu entgegnen, sich überhaupt herablassend, erklärte er eingehend durch seine im Metier eines Schriftstellers wurzelnde, unbezwingliche Neugier, menschliche Perfidie zu durchschauen, indem es ihn nämlich höchlich interessierte, weshalb man erst nach so vielen Jahren plötzlich auf ihn als Vater verfallte.

Am 25. Mai bereits war die Antwort in der Taubenstraße, und sie stammte von einer Frauenhand. Theresas Lante, die etwa am Ende des siebenjährigen Krieges ein begehrenswertes Jungfräulein gewesen sein mochte, bat in rührender Weise den Herrn Kammergerichtsrat um Vergebung. Keineswegs der Küster, ein wahrlich ehrenwerter Mann, sei schuld an allem Aerger, sondern einzig sie selber, und nur weil ihre eigene Hand und ihre Augen schon zu schwach, habe sie ihn gebeten, statt ihrer zu schreiben, was er denn auch, wie sie leider glauben müsse, recht tölpisch, aber nicht in bösem Sinne getan.

KBA 234